

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 4

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]
Autor: Aeby, Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634503>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 4 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

25. Januar 1936

Alle Morgen. Von Hilda Bergmann.

Alle Morgen denk' ich frohbeschwingt,
was ich mit dem Tag beginnen werde.

Alle Abend', wenn die Sonne sinkt,
lieg' ich flügelmüde auf der Erde.

Alle Morgen ist die Weite mein
und die Sehnsucht jauchzt mit tausend Zungen.

Alle Abend' find' ich mich allein
von des Tages Kleinlichkeit bezwungen.

Alle Morgen halte ich der Zeit
anvertrautes Kleinod. Doch wie bitter:
alle Abend' von der Herrlichkeit
bleiben mir in Händen bloß die Splitter.

Und so steh' ich, wenn es wieder tagt,
vor der, ach, so schlecht genützten Gabe.
Was nur sag ich, wenn die Stimme fragt,
wie ich meine Zeit verwendet habe?

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

4. Kapitel.

Lothar Waldauer hielt in Römerswyl den Einzug. Seine Habe war auf einem kleinen Lastauto verstaut. Als der Wagen vor dem Schulhause stoppte, verließ der Lehrer rasch den Sitz neben dem Führer, griff nach seinem Geigenkasten und erteilte den beiden Arbeitern den Auftrag, die Möbel nach dem ersten Stock rechts zu tragen; er werde oben sein, um sie zur richtigen Verteilung in Empfang zu nehmen.

Den Geigenkasten unter dem Arm, schritt er rasch die Stiege hinan, die zu seiner Ueberraschung frisch geschneuert war. Auf der obersten Stufe schlug ihm plötzlich das volle Spiel eines Harmoniums entgegen und eine hohe, näselnde Stimme sang pathetisch: „Alles Leben strömt aus dir!“

Unzweifelhaft: Lehrer Fridolin Holzer bewillkommte ihn. Das war rührend und voll Sinn auf eine frohe Zukunft. Schleunigst öffnete Lothar den Kasten, enthob dem grünen Filzbeute die geliebte Geige und den Fiedelbogen und stimmte mit gelenkten Fingergriffen in die Melodie ein.

Das Harmoniumspiel verstummte. Lehrer Holzer, frisch und sonntäglich aufgeputzt, stürzte aus seiner Wohnung und blickte auf seinen neuen Kollegen, als wäre von der Kirche herauf eine musizierende Engelsfigur leibhaftig vor seine Pforte getreten. Der junge Lehrer spielte aber auch mit einer Fertigkeit und Kunst, die man bewundern mußte. Das war die himmlische Intuition, wie er nun „Großer Gott, wir loben dich“ interpretierte und sich in freien Rhythmen über das Thema ergoß.

„Genial, einfach genial“, staunte Lehrer Holzer und verneigte sich, als Lothar das Instrument senkte. Sie schüttelten sich herzlich die Hände.

„Auf gute Freundschaft und auf du“, sprach Lothar, vom Empfange beglückt. „Kollegen und Künstler duzen sich selbstverständlich.“

Holzer nickte dankbar. Seine Augen schimmerten feucht. Soviel Güte war ihm noch selten zuteil geworden.

Lothar betrat seine Wohnung. Mit Freude nahm er wahr, wie sinnig ihm der liebe Kollege das neue Heim geschmückt hatte. Efeu umkränzte die Türrahmen, und auf dem Ofen in der Stube und auf dem Herd in der Küche standen riesige Sträuße Schlüsselblumen und Maiglöcklein. Ihr Duft erfüllte die Räume mit Wohlbehagen. Was verschlug es, daß die Sträuße zu erstidend engen Bündeln geschnürt waren und in blechernen Konfitüreimerchen steckten. Lothar liebte sonst lose Sträuße. Aber er war zufrieden, einen Blumenfreund gefunden zu haben; wer Blumen liebte, konnte nicht engherzig sein. So war das Band geknüpft zu einer Freundschaft, die beide bereichern und die für den Jüngern in großer Not die Rettung sein sollte.

Fridolin Holzer war Junggeselle. Er plauderte über die Erledigung seines Haushaltes mit der Schwachhaftigkeit einer Gouvernante, die eine Braut in die Geheimnisse gewiegter Hausfrauenkunst einweiht. Er erläuterte, wie und wo man günstig Milch, Brot, Käse, Fleisch und Spezereien einkaufe; er verriet einige Rezepte, wie man schmadhaft kochte

und kühle; er sprach auch von den Schattenseiten, als da waren: das Abwaschen des Eßgeschirrs, das leidige Stubenlehren, das heimliche Waschen von Taschentüchern und Soden, wenn man mit dem Reinzeug in die Enge kam. Hingegen pries er als eine Seligkeit, häufig die Bettwäsche zu wechseln, einen gemütlichen Tee zu brauen und sich allein alle Grillen und Mäuse zu vertreiben. Von seiner Flohkultur verriet er nichts. Aber der Neue war so fed zu fragen: „Und wie steht es mit dem Kampf um den Floh?“

Fridolin errötete gleich dem Schimmer der geliebten, kleinen Fuchspferde und wich aus: „Ueber mein Rezept kann ich dich nicht aufklären; es ist Hausgeheimnis.“

Lothar hatte sich das größte Zimmer als Wohn- und Studierbude ausgedacht. Er belegte es in gefälliger Weise mit einem Tisch und vier Stühlen, braun gebeizt, in schlicht modernen Formen, einem Fauteuil, einem offenen Bücherregal und einem nußbaumenen Schreibpult, das ihm als wertvollstes Objekt galt. Er hatte die Stücke auf einer Gant billig erstanden. Die gute Tante hatte ihm das Geld zur Ausstattung gern geliehen.

Fridolin Holzler half ins Regal diese Unmenge von Büchern einordnen. Der steife Lehrer verwunderte sich gerührt, mit welcher Sorgfalt Lothar Waldauer die gut verpackten Bücher aus den Kisten hob, jedes Werk sozusagen hätschelte, dann in Reih und Glied stellte und die saubern, buntfarbigen Rücken nicht genug bestaunen konnte. Die meisten Werke waren reich und hübsch eingebunden. Außer den Klassikern waren sehr viele Autoren pädagogischer und schöpferischer Schöpfungen dem Unterlehrer von Römerswyl völlig neu.

Als Fridolin auf die überschwengliche Schwachhaftigkeit Lothars über den gediegenen Inhalt der Modernen die schüchterne Frage wagte, ob er denn diese Schunken alle gelesen habe, entgegnete der Oberlehrer in barschem Tone: „Wozu hätte ich die Bücher sonst gekauft.“

Der schroffe Ton verletzte Fridolin. Er wollte die vorzeitige Annahme des vertraulichen Du bereuen. Der Junge konnte scharf und verächtlich sein. Das schludte man mit vierzig Jahren und einer respektvollen Glaze von einem neugeborenen Kollegen nicht wie eine Zuckerpille.

Aber Holzler war bald wieder versöhnt, als Waldauer aus freien Stücken sich anerbote, ihm die Bücher zum Lesen zu leihen. In warmem Plauderton erzählte Lothar, daß er einige fast Hypermoderne besäße, denen man nicht durch jeden Dornbusch und jeden Hochwald folgen dürfe, deren Eigenart und Schatten immerhin manche Erquickung biete und aus deren Kronen manch neues und frischkerniges Lied und Leben klinge.

Als Lothar sich anschickte, im Nebengemach das Bett aufzubauen, wollte sich Fridolin diskret verziehen. Aber der Jüngere bat, er möge bleiben, da er ja eine routinierte Hausfrau sei. Holzler staunte wiederum über den Reichtum des Neuen. Die Bettwäsche war aus feinem Leinen und die Bettzüge aus feinem Damast. Holzler mußte immer wieder seine Nase an das freideweisse Tuch halten, denn er atmete den Duft frischer Wäsche noch lieber ein als den der Rosen.

Beim Abendhock im Elysium Fridolins, so nannte Holzler selbst seine mit Heiligenbildern, bäuerlichen Möbeln und vie-

len Nippfächelchen ausgestattete Wohnung, weihte der Ältere den Jüngern mit kluger Zurückhaltung in einige Geheimnisse der seltsamen Dorfgemeinschaft von Römerswyl ein.

Lothar, in einen Korbstuhl versenkt, hörte ein bißchen gelangweilt zu. Eines erkannte er, der gutmütige und rechtschaffene Kollege sah die Welt durch eine Brille, mit der man ein bißchen schlau und ein bißchen heimlich nach der Seite oder nach hinten schielte und so gewissermaßen verdrehte, verkleinerte oder entschwindende Bilder aufnahm. So waren auch die Gestalten, die Fridolin schilderte, nicht Menschen, sondern launig interessante, oft gefährliche, zumeist aber harmlose Schemen, die einem nichts in die Wege legten, sofern man es nur verstand, ihnen zur rechten Zeit auszuweichen.

Der Präsident war nach dieser Zeichnung ein Schreier und Despot, aber man ließ ihn prahlen und herrschen und schwieg oder nickte dazu und stand auf diese Weise mit ihm stets auf bestem Fuß.

„In mir soll er keinen ewigen Tasager und Drückberger finden“, bemerkte Lothar, bedeutete indessen seinem Freunde, er möge mit den Schilderungen fortfahren, die mit glänzenden Augen und verzückten Sinnen wie eine gut präparierte Lektion vorgetragen wurden. Lothar fühlte, welch seligen Genuß er seinem Kollegen verursachte, einmal offen reden zu dürfen. So bedient eine Hausmutter den Lieblingsgast mit ihren Spezialitäten.

Der Herr Pfarrer, Polykarp Riedern, sei ein waderer Seelsorger, ein wenig magenkrank und deswegen hie und da aufgereggt. Man müsse sich über ihn nur insofern ärgern, daß er zuweilen in seiner Magenverstimmung in der Kirche falsch intoniere.

Lothar lächelte verzeihend, bedachte aber, er würde als Organist aus Widerspruch und als Heilmittel desgleichen in einem andern Tone respondieren. Aber er verschluckte die Bemerkung und fragte: „Und unsere Kolleginnen?“

Holzler räusperte sich, als wäre ihm Ungutes in die Kehle geraten. Doch sagte er plötzlich mit hellem Eifer: „Das alte Fräulein Lehrerin, Selina Spender, ist der Schule und dem ganzen Dorfe eine Mutter. Einfach vollkommen nach dem Herzen Gottes.“

„Und die andere?“ fragte Lothar.

Holzler wurde flammend rot. Erst nach einigen Anläufen gewann er die Sprache wieder: „Fräulein Seiler ist eine Lehrerin, wie sie in der Pädagogik steht, schneidig, tüchtig, — ah, ich alter Esel! Man soll nicht aus der Schule schwagen.“

„Haha“, lachte Lothar, „so redet nur einer, der verliebt oder verfeindet ist.“

„Bewahre, in meinen Jahren hütet man sich bei den Frauen vor dem einen wie dem andern. Die Lehrerin Seiler ist mir ganz recht, ganz recht.“

Lothar belustigten die zappelnden Bewegungen, womit Fridolin sein Lob begleitete, und hielt ihn im Verdachte, er sei doch verliebt gewesen. Vielleicht hatte er auch einen Korb eingeheimst. Lothars Gedanken beschäftigten sich sonst keineswegs mit der Lehrerin, vielmehr mußte er oft mit Herzbeklemmung an die andere denken, an das dunkle, raßige Mädchen, das der Ammann ihm vorgestellt hatte.

Um vom heiklen Thema abzulenken, füllte Fridolin zum zweiten Male die geblühten Bauerntassen mit Lindentee, der mit Kandiszucker gewürzt war. Sie stießen auf ewige Gesundheit fröhlich an und wurden beide von dem harmlosen Getränk ziemlich warm und redeselig.

Lange sprachen sie vom Essen und vom Magenweh. Fridolin hatte diesen Stoff von neuem aufgegriffen; diesmal weniger, um seine Ratschläge an den Mann zu bringen, als vielmehr, um seine aufrichtige Freundschaft zu dokumentieren. Der gewonnene wertvolle Freund sollte erkennen, wie sehr man um ihn besorgt sei, damit er nicht in den Fehler aller jungen Lehrer ver falle, nämlich den, das Essen nur aufgeregt zu verschlingen und davon das berühmte Lehrermagenweh einzuheimen.

Lothar bekannte, daß er nicht die Talente besitze, sich selber zu verpflegen, und er werde deshalb in der Wirtshaus zum „Döhen“, im hintern Stübchen gemütlich seine Mahlzeiten einnehmen. Und als der andere staunte: „Im Wirtshaus“ und wähnte, der Kollege müsse aus vermöglichem Hause stammen, schon die vielen Bücher und die herrschaftliche Wäsche hatten es ihn vermuten lassen, begütigte Lothar, daß nichts zu befürchten sei wegen des Alkohols und auch wegen der Kellnerin nicht, er wolle zuerst an die Revolution der Schule denken, bevor er mit der Revolution des Herzens beginne.

„Eine Revolution der Schule?“ entfuhr es Fridolin.

„Nur wenn nötig, selbstverständlich“, sagte Lothar, redete sich jedoch mit einem Aber wie eine ungezähmte Schlange auf: „Aber, wo ist es nicht nötig. Jeder bringt Revolution mit sich in das Dorf oder in die Schule, wenn er sein Amt antritt. Jeder junge Lehrer hat trotz der flotten und soliden Aufzäumung im Seminar mittlerweile sein Stedenpferd entdeckt und gesattelt und will das Leibtier in formalem Ritt selbst in den Kampf der Wagen und Gefänge führen.“

„Das ist aus Schiller“, warf Fridolin strahlend ein.

„Ja, die Störche des Polykrates“, sagte Lothar schlau prüfend.

Aber so schlimm war es um die Literatur bei Holzer nicht bestellt, denn er verlängerte den Scherz: „Gewiß, nachdem die Ringe wiedergefunden und gewechselt waren, kamen mählich die Störche.“



Hans Beat Wieland: Splügen.

„Bravo, auf dein Wohl“, rief Lothar, von Rührung fast übernommen. „Ist es nicht verwunderlich, wie rasch wir beide uns gefunden haben. Kunst und schöne Literatur wollen uns zusammenschmieden, bevor noch die würdige Dame Pädagogia uns umarmt hat. Das muß ich dir schon bekennen, Fridolin, der du nach Schiller ein frommer Knecht bist, ergeben der Gebieterin, hier der Schule und der Gemeinde; ich bin geneigt, den pädagogischen Gaul nach Herzenslust zu tummeln. Ich will vorwärts, frisch und freudig, wie es im Reiterlied heißt: „Aufs Pferd, aufs Pferd, in die Freiheit, Freiheit gezogen.“ Die alte Schule hat mitgeholfen, uns in den Wahnsinn des Krieges hineinzuworfen. Dieser einseitige Patriotismus, dieses Getrommel und Waffengeklirr in allen Unterrichtsstunden, das in allen Rechnungsexempeln knirschte, in jeder Geschichts- und Geographie-stunde rasselte und in den schönsten Gedichten fortwirbelte. Der angeborene Vernichtungstrieb wurde systematisch gesteigert. Das Tierhafte großgezogen. Die Menschenseele dabei verhandelt.“

„Bist du nicht Soldat?“ fragte Holzer und versenkte seinen langen Hals in den soliden Zelluloidkragen, denn die Hiebe, die da sausten, glichen nicht dem sanften Wehen einer Friedenspalme.

„Ich bin Korporal“, meldete Lothar und hob die Hand an seinen Kragenwirbel. „Ich tue den Dienst aus Pflichtgefühl und aus Liebe zum Vaterlande. Ich bin aber auch durchglüht von der Heilandsliebe, vom Glück in einem schönen Lande zu leben, von dem Wohlwollen gegen alle Menschen ohne Ausnahme. Ich habe Freude an meinem frei erwählten Berufe, mit dem ich das Volk lieben und dem Volke dienen

will. Ich bin berauscht von der Lust, zu arbeiten an jedem Fortschritt, der die Menschheit bessern will, der jedem Einzelnen eine gesunde Existenz verschafft, daß er leben kann, nicht wie ein Tier, sondern wie es eines Menschen und Christen würdig ist.“

Holzer schraubte seinen Hals mutiger aus dem Kra-gen. Der junge Lehrer schien ihm ein Schwächer und Schwärmer wie die meisten neugebadenen Lehrer. Mit einem solchen Brausekopf und Brahlhans würde die Freundschaft bald in die Brüche gehen. Fridolin war nicht geneigt, seine durch Entfagen und duldsames Unterwerfen erworbene Position zu gefährden. Auch er hatte versucht, seinen eigenen Kopf zu haben, aber es war dabei gewesen, als fechte er mit seinem Geist gegen unsichtbare Gegner, die eine Tarnkappe trugen, um dafür recht fühlbare und ungeschlagte Schläge zu ernten. Das Ergebnis war ein brummiger Kopf und schlaflose Nächte.

Auf des Jüngern kühne Frage, wie er es halte mit der neuen Richtung der Arbeitsschule statt der Lernschule, schob Holzer, über das Wesen des neuen Schulbegriffes nicht klar, seinen Hals erneut tiefer in seinen Zelluloidfragen und erwiderte ausflüchtend: daß er sich in erster Linie ans Programm halte, im übrigen stelle ihm der Inspektor wie auch die Ortschulbehörde ein gutes Zeugnis aus.

Lothar aber sprühte wie ein Raketenfeuer auf seinem Sessel. Auf das Zeugnis werde er pfeifen. Das sei ein alter Schmarren. Er werde auch bei den Schülern nicht auf die Noten abstellen, sondern ihren Ehrgeiz stacheln, aus freiem Antrieb tätig zu sein. Er wolle das Interesse wecken und wachhalten für alles Schöne und Erhabene der unendlichen Welt und dabei die Erfordernisse des Lebens nicht vergessen. Ein Mensch, der nebst den Bedürfnissen für das ganze Leben nicht auch einem christlichen Ideal zugleich diene, sei unwürdig des Titels: Edelstes Geschöpf Gottes auf Erden. Er verzichte auf jede Nebenbeschäftigung, um sich allein der Schule und der Erziehung des Volkes zu widmen.

Fridolin riß die Augen auf und staunte auf den Rollen wie auf einen Krösus.

Wenn ein junger Lehrer so idealistisch und geldverachtend war, eine so feintuchige, städtische Kleidung trug, braune Halbschuhe und gemusterte Socken, einen gestärkten Stofftragen und eine hauchige Seidenkrawatte, dann mußte er nicht einzig auf den Quartalzapfen angewiesen sein und nach ihm lechzen, wie ein Kamel der Wüste nach dem labenden Quell der Oase. Entschieden stand der Neue von Haus aus auf schwerem, silbernem Boden. Er hatte in summa so etwas Vornehmes an sich: eine prächtig hohe Stirne und einen vollen Haarschopf wie ein Musiker; aus dem ovalen Gesichte sprang die Nase kräftig alemannisch geradeaus, und und das ergab mit dem runden Rinn und den vollen Lippen ein Profil, das man sogar auf einer Denkmünze wohlgefällig betrachtet hätte. Und wie das Mienenpiel im Antlitz wechselte, und wie dieser Herkules die Glieder reckte und die Arme auswarf und im bangvoll knarrenden Lehnstuhl jäh die Stellung änderte und dazu seine Worte deklamierete, solchermaßen hätte kein Schauspieler den Hamlet besser mimen können. Mit schmerzlicher Herzbeklemmung dachte Holzer daran, daß diese heißglühenden Augen die Mädchen wie Nacht-

falter anlocken würden. Ach Gott, so ein Mensch und so ein Künstler und solche Bankierallüren und nur ein Lehrer! Fridolin seufzte.

Die im Schulstaub und in der engen, muffigen Wohnung und in wunderlichen, halb närrischen Liebhabereien erstickte Phantasie und Lebenslust war durch diesen Zauberer geweckt worden; das schulmeisterliche Dasein in eine lebensdigere Atmosphäre gerissen. Zu guter Letzt mischte sich ein Pfefferkörnchen Neid in Holzers Grübeleien. Gar eng, schmal, erbärmlich klein und slavisch untertänig kam ihm sein eigenes Leben vor. Es fehlte bei allem Schaffen, Glauben und Hoffen ein sonniger Himmel und weiter Horizont. In und außer der Schule viel Aerger und Verdruß, ein schmales Salär, eine kranke, unterstützungsbedürftige Mutter und vier Geschwister, die alle aus den Fesseln einer beengten Jugend sich nicht befreien konnten und als Kleinbauern und Tagelöhner ständig zwischen Faillit und Hunger pendelten.

Und diesen Götterjüngling umstrahlte das Glück gleich einer homerischen Sonne. Dennoch war zu befürchten, daß er es zer schlagen würde, wie jener übermütige Junfer von Edenhall den glückbringenden Kristallbecher. Unheimlich, wie er auf die Weltordnung schimpfte und die Menschen zerpulverte. Solchen Eigensinn hatte Gott im Himmel nicht geduldet und wie sollte ihn die Erde ertragen können. Wahrlich dieser Luzifer, dieser Lichtträger, würde sich selbst in eine Hölle stürzen.

Fridolin, der bescheidene Unterlehrer, reckte seinen langen, magern Hals zukunftsmutig aus dem zu hundertmalen mit dünnem Seifenwasser von Staub und Schweiß gereinigten Zelluloidtragen und war seiner Haut und seines Lebens erst wieder froh, als der schöne Teufel seine Bude spät in der Nacht verlassen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Zytwandel.

Von Olga Kocher.

Es wachst kei Boum i Himmel ufe,
Es chunt e Sturm, de ligt er um!
Es tuet keis Blüemli ewig dufte,
's verwelkt, — es anders blüeit jitz drum.
Ob churz, ob lang, die Zyt wird cho,
Wo de o däm si Pracht isch gnoh.

Es wird kei Mönstsch für geng regiere,
Es steit e Größere ob ihm zue!
Und fühlst er sech o no so sicher,
So seit dä Groß: „Jitz isch es gnue!“
Ob churz, ob lang, die Zyt wird cho,
Wo o däm Mönstsch in Macht isch gnoh.

Es isch uf Nerde nüt beständig,
Es wächslet Freud mit herbem Leid.
Doch hilft keis Jammere und keis Chlage,
's luegt jede, daß es geng no geit.
Ob churz, ob lang, die Zyt wird cho,
Wo ds schwäre Bürdli eim wird gnoh.

Jitz heißt's no muetig vorwärtsluege
Und tapfer ringe mit em Gschid!
Was schwär isch gi, wei mir vergässe,
Denn ds Läbe währt e-n-Augeblick.
Ob churz, ob lang, die Zyt wird cho,
Wo anderi d'Last hei uf sech gnoh.